

**Dankrede von Irene Suchy zum Bank Austria Kunstpreis Kulturjournalismus
2011**

24. Februar 2012

Willkommen!

Danke, dass ich hier stehen darf.

Da wo Beethoven dirigierte, Die Weihe des Hauses, wo Qualtinger den Ochs im Rosenkavalier sprach, Friedell den Schwierigen gab.

Von Qualtinger nahm ich ein Motto.

Qualtinger über sein Publikum:

„Ich sage nicht, was sie hören wollen, und sie hören nicht was ich sage.“

Von Egon Friedell: „Die Kulturgeschichte bleibt immer dann stehen, wenn zu wenig gestohlen wird.“

Stehlen, annehmen, in sich bewahren, im Herzen,
abschreiben, aufnehmen als Liebesbeweis.

Das trifft meine Arbeit am besten.

Ich nehme auf, ich eigne mir an, ich darf zuhören.

Ich schaue nach.

Ich komme dahinter.

Seit ich denken kann, wurde ich dafür zurechtgewiesen.

Ich würde mir immer merken, was ich mir nicht merken sollte.

Ich schösse über das Ziel hinaus.

Ich täte der Sache nicht gut.

Ich schadete mir und der Sache, dem Feminismus, dem Antifaschismus,
man meinte es nur gut, wenn man mich zurechtwies, rechthabend zurechtweisend,
selbst die Frauen und die Antifaschisten meinten

Ich übertriebe es.

Ob ich andern Konkurrenz machen wolle.

In all dem Zurechtweisen, in all der Kritik war nie die Frage, wo ist dein Ziel, wohin willst
du schießen oder willst du überhaupt schießen?

Die andern wussten, wann ich worüber hinausschoss, aber wo ich hinzielte, wollten sie nicht wissen. Das Ziel war für sie verfehlt, bevor es angepeilt war; man sprach mir die Richtung, das Visier ab. Dieses Ziel war immer so nahe liegend, dass es von fast allen übersehen wird.

Es liegt ein paar Kilometer von der Wiener Stadtgrenze entfernt in Strasshof an der Nordbahn, und die ganze Welt sah es vor ein paar Jahren, als sie 8 Jahre lang ein Mädchen dort übersehen hatte. Und die ganze NS-Welt wusste, dass hier, sieben Kilometer vor Wien eine europäische Drehscheibe der Zwangsarbeiterschaft war, dass hier 30.000 Menschen Opfer waren, ein Opfer an den Gott der Nazis, Menschenopfer.

Mein Ziel liegt ein paar Schritte von meinem Arbeitsplatz entfernt in der Argentinierstraße 20, wo Schönbergs Mäzenin Lilly Lieser lebte, Schönberg zwei Jahre lang eine Wohnung und eine Apanage, ein teures Harmonium zahlte, von ihm unbedankt und beschimpft, bis sie 1942 von hier in das KZ Riga abtransportiert wurde. Ob das Schönberg-Centrum jemals ihr einen Stolperstein gönnt?

Mein Ziel ist immer daneben, ich schau nicht auf Ludwig sondern auf Paul Wittgenstein, ich schau nicht auf Schönberg sondern auf seine Mäzeninnen, nicht auf Mahler sondern auf seinen großen engen geliebten Freund Siegfried Lipiner, erster Direktor der österreichischen Parlamentsbibliothek und ich stelle mir vor, wie der mir über die Jahrzehnte hinweg sympathische Bruno Walter die beiden in Liebe Zerworfenen versöhnt, im Parlament.

Ich forsche über die Geschichte der abendländischen Musik, aber nicht im Abend- sondern im Morgenland, in Japan; ich schau nicht nur auf die Partitur, sondern auf den Auftraggeber, auf das Honorar, auf die Steuererklärungen der Komponierenden, auf die mangelnde Absetzbarkeit von Kompositionsaufträgen.

Mich interessiert Musiktheorie, aber vor allem in so aberwitzig absurden Benennungen wie männliches oder weibliches Thema oder männlicher oder weiblicher Schluss.

Mein Ziel ist so nahe liegend wie unverborgten: unversteckt lagen die Briefe der Schönberg-Mäzenin im Wiener Schönberg Center, und unversteckt abgelehnt abgeschoben war der Nachlass Paul Wittgensteins in Hongkong einsehbar.

Mein Ziel ist so nahe liegend wie unverborgten wie offensichtlich, mein Ziel ist das Übersehene. Ich sehe was ansteht, woran ich mich stoße, ich sehe, was mir zu denken gibt, was mich schmerzt.

Ich lege offen, ich spreche aus, ich veröffentliche. Ich nehme die Indiskretion auf mich, Biographien zu schreiben, Soziogramme der Beziehungsnetze zwischen Förderern, Mäzeninnen, Partnern, in Netzwerken, Sekten, Religionsgemeinschaften, Clubs, Ehen, Freundeskreisen.

Ich frage, wonach ich nicht fragen soll.

Ich sehe, was ich nicht sehen soll.

Ich höre was ich nicht hören soll.

Ich fordere, was ich nicht fordern soll.

Ich bete schlecht nach.

Ich bin schlecht verträglich.

Ich höre das Nicht-Gesagte im Nichtssagenden.

Und ziehe Lehren aus dem Ungesagten.

Die Abweisung wird zur Aufforderung.

Ich glaube an das Unglaubwürdige.

Ich suche Verständnis.

Ich lasse Ausreden nicht ausreden.

Ich rede mich nicht aus.

Ich speise mich nicht ab.

Beruhigung beunruhigt mich.

Ich bin ungemütlich.

Ich zweifle am Wohlwollen und misstraue den Ratgebern.

Ich will das Mögliche und nicht das politisch Machbare.

Ich will treffen, einst gab es das Wort trefflich.

Ich bin betroffen.

Dieses überschossene Ziel, in das ich verschossen bin, und das gerade noch als unbeliebt und unbearbeitet abgetan wurde, stellt sich als Treffer heraus. Das gerade noch Unverfängliche nimmt mich gefangen. Ich bin zur Provokateurin geworden, zum Ärgernis, zur Störenfriedin – für die Familien meiner biographierten Objekte, für die Wissenschaft, für den Ort meiner Recherche.

Ich bin oft gefragt worden, wie man mich vorstellen soll, welche Funktion man an meinen Namen anfügen soll. Wenn ich jetzt für Kulturjournalismus ausgezeichnet werde, dann füge ich an: ich bin auch Kulturanarchistin, Kulturterroristin, ein Unruhefeuer – aber ich versuche es so gut wie möglich zu sein.

Gibt es denn gar nichts zu danken? Doch, denen, die mich in meinem Leben die Außenbahn nehmen lassen, die mich funktionslos funktionierend mitspielen lassen, mir in Verlagen, Zeitschriften, Zeitungen eine Plattform geben, von der ich die Welt in Unordnung bringe, in Unruhe versetze.

Ich danke auch denen, die mir Schützenhilfe beim Übers-Ziel-Hinausschießen geben: die Mitspielenden, die mir die Bälle auflegen und gleich ins Tor der Entscheidungsträger schießen: jene zwei Herren im Kontrollamt der Stadt Wien, die bei der Prüfung des Hauses der Musik entdeckten, dass die halbe Musikwelt dort fehlt, die Frauenmusikgeschichte ... jetzt müssen die feministischen Interventionen nur noch verwirklicht werden.

Zur Schützenhilfe zähle ich auch die Fonds der Republik, Zukunftsfonds und Nationalfonds, die die Aufarbeitung der NS-Zeit mit Verständnis und Finanzierung mittragen, die öffentlichen Stellen vom Bildungsminister bis zur Nö Landesregierung bis zur Stadt Wien. All jene, die sich mitziehen lassen.

Und wo ist die Musik? Sie führt mich, sie trifft ins Schwarze. Sie greift auf, spricht an, vertont was unausgesprochen verhehlt unterdrückt wird. Und sie braucht Zeit, Geduld. Keine Thematisierung des Austrofaschismus hat so sehr getroffen wie die Staatsoperette von Zykan und Franz Novotny. Für unsere Ausstellung im Literaturhaus Wien über die Staatsoperette und andere Kunstverstörungen lernten wir viel von Zykan und Novotny, auch eines: dass nur Geduld mit den Langsameren und Respekt für die Schnelleren dauerhafte gesellschaftliche Lösungen zeitigen kann.

Also danke ich, dass ich ein Ärgernis sein darf, eine Störung, eine in Freundschaft geduldete Provokation. Und ich danke jenen, die mich auf ein Glas einladen, um ein bisschen Pause vom Unruhestiften zu machen, danke der Bank Austria, die mich und Sie auf ein Glas Wein einlädt und ich sage und meine es mehr als Trinkspruch und darüber hinaus, es betrifft das Glas und alles was ich tue: Zum Wohle.